

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27142-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Hans Rath, Jahrgang 1965, studierte Philosophie, Germanistik und Psychologie in Bonn. Er lebt mit seiner Familie in Berlin, wo er unter anderem als Drehbuchautor tätig ist. Mit der Romantrilogie «Man tut, was man kann», «Da muss man durch» und «Was will man mehr» hat Rath sich eine große Fangemeinde geschaffen. Zwei der Bücher wurden bereits fürs Kino verfilmt. «Und Gott sprach: Wir müssen reden» sowie «Und Gott sprach: Der Teufel ist auch nur ein Mensch» wurden ebenfalls zu Bestsellern.

«Unnachahmlich, wie Hans Rath das irdische Ganoventum mit der göttlichen Botschaft vereint.» (literaturtipps.de)

«Ein dialogfreudiger, leichtfüßig-ironischer Roman, in dem Gott und die Welt in herzhaften Protagonisten zu Wort kommen.» (Berliner Zeitung)

Hans Rath

Und Gott sprach: Du musst mir helfen!

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, November 2016

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagillustration Kai Pannen

Satz aus der Swift PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27142 7

1

«Frohe Weihnachten und Geld her!» Vor mir steht ein gutgelaunter Nikolaus mit roter Samtmütze, der gerade seinen falschen Bart zurechtrückt.

«Bitte das Handy nicht vergessen», höre ich eine andere Stimme sagen.

Es ist Knecht Ruprecht, der mir den Fluchtweg versperrt. «Und die Uhr da nehmen wir auch.» Ebenso lässig wie drohend deutet er mit einem Holzknüppel auf mein Handgelenk.

Erst jetzt begreife ich, dass ich auf dem Weg zum Weihnachtsmarkt in einen adventlichen Hinterhalt geraten bin.

«Die Uhr war aber ein Geschenk», protestiere ich.

«Dann ist sie jetzt eben unser Geschenk», erwidert Nikolaus sonnig.

Knecht Ruprecht wiegt vielsagend den Holzknüppel in seinen Händen.

Widerwillig gebe ich meine Uhr ab. Nikolaus wirft einen kurzen Blick darauf und pfeift anerkennend. «Ist die etwa echt?»

«Keine Ahnung. Wie schon gesagt, ich hab sie geschenkt bekommen», sage ich. «Übrigens dachte ich immer, der Nikolaus würde ebenfalls Geschenke bringen. Seit wann lungert er mit seinem Assistenten in Seitengassen herum, um Leute abzuziehen?»

Schweigen. Nur das Lärmen des nahen Weihnachtsmarktes ist zu hören.

Nikolaus ignoriert meine Frage und betrachtet stattdessen seine Beute.

«Die scheint wirklich echt zu sein», stellt er fest.

Der Wind weht ein wüstes Gemisch aus Weihnachtsmelodien zu uns herüber.

«Ein Bonze wie du weiß natürlich nicht, wie das ist, wenn man keine Kohle hat», behauptet Knecht Ruprecht. «Wir machen das hier jedenfalls nicht zu unserem Vergnügen.»

«Kein Problem», sage ich. «Wenn ihr Tipps braucht, was ihr sonst noch so mit eurer Zeit anfangen könntet, statt Leute zu überfallen, dann bin ich euch gerne behilflich.»

«Deine Ironie kannst du dir sparen», erwidert Ruprecht. «Wer weiß, was du für Dreck am Stecken hast. Die wenigsten Vermögen werden auf ehrliche Weise verdient.»

«Außerdem sind wir nicht zum Diskutieren hier», sagt Nikolaus mit Blick auf seinen Kompagnon.

«Das trifft sich gut», erwidert Knecht Ruprecht. «Mit Kapitalisten will ich nämlich auch gar nicht diskutieren.»

«Ich bin kein Kapitalist», erwidere ich. «Ich bin Psychotherapeut.»

«Das eine schließt das andere ja nicht aus», kontert Ruprecht. «Deine Uhr ist jedenfalls eine Kapitalistenuhr.»

«Deswegen bin ich aber noch lange kein Kapitalist.»

«Können wir jetzt vielleicht mal weitermachen?», mischt Nikolaus sich erneut ein. Genervt stopft er meine Uhr in seinen roten Sack und streckt die Hand aus. «Brieftasche und Handy.»

Ich zögere. «Und wie wäre es, wenn ich euch etwas Geld gebe, und wir vergessen die Sache hier einfach?»

Ruprecht wirkt belustigt. «Was soll das heißen? Willst du dich etwa freikaufen?»

«Aha. Du bist also doch 'n Bonze», stellt Nikolaus fest.

«Sag ich ja die ganze Zeit», pflichtet Knecht Ruprecht ihm bei.

«Nein, ich bin kein Bonze. Ich würde es als ein Weihnachtsgeschenk betrachten. Ich gebe euch ein bisschen Geld, behalte die restlichen Sachen, und alle sind zufrieden.»

«Du willst doch nur deine Kapitalistenuhr behalten», vermutet Ruprecht.

«Das auch. Aber nur weil sie ein Geschenk ist.»

«Oder weil du weißt, dass sie selbst gebraucht mehr wert ist als das, was du an Kohle bei dir hast», spekuliert Nikolaus.

«Ich weiß wirklich nicht, was die Uhr gekostet hat», sage ich. «Und wenn ich ein mieser Kapitalist wäre, würde ich sicher nicht auf die Idee kommen, freiwillig mit euch zu teilen, oder?»

Ruprecht sieht mich an und überlegt. Dann schaut er zu seinem Kompagnon. Der zuckt mit den Schultern.

«Wie genau stellst du dir das mit dem Teilen denn vor?»

Ich wittere eine winzige Chance, aus dieser unangenehmen Situation mit einem blauen Auge herauszukommen. Dazu muss ich den beiden jetzt allerdings ein akzeptables Angebot unterbreiten. Ich überlege. Vermutlich habe ich knapp zweihundert Euro Bargeld bei mir. Gut die Hälfte davon scheint mir als nicht ganz freiwilliges Weihnachtsgeschenk für Nikolaus und Knecht Ruprecht angemessen zu sein.

«Ich gebe euch hundert Euro», sage ich. «Wenn man bedenkt, dass ich der Christoffel Blindenmission gerade mal zwanzig Euro gespendet habe, dann ist das eine stattliche Summe. Mit hundert Euro könnte man immerhin rund fünfzig Leute in Afrika vor der Flussblindheit bewahren.»

Nikolaus und Knecht Ruprecht werfen sich amüsierte Blicke zu.

«Lass mal deine Geldbörse sehen», befiehlt Ruprecht.

Ich gebe sie ihm, und er durchstöbert das Utensil.

«Du hast fast zweihundert Mäuse dabei. Warum gibst du uns nicht alles? Immerhin würdest du die Uhr, das Handy und die Kreditkarten behalten. In ein paar Minuten könntest du neues Geld gezogen haben.»

«Na gut», sage ich schicksalsergeben. «Dann nehmt euch eben alles.»

«Das ist die richtige Einstellung», lobt Nikolaus, schnappt sich meine Geldbörse und wirft sie in seinen roten Sack. «Fehlt nur noch das Handy.»

Ebenso verblüfft wie hilfeschend schaue ich zu Knecht Ruprecht, doch der hebt nur bedauernd die Schultern. «Tut mir wirklich leid, aber du hattest deine Chance. Offensichtlich haben wir einfach zu unterschiedliche Vorstellungen vom gerechten Teilen.»

Nikolaus nickt bestätigend und hält mir den geöffneten Sack hin. Missmutig ziehe ich mein Handy hervor und werfe auch das noch hinein.

«Kann ich wenigstens meine Papiere zurückhaben?», frage ich. «Das würde mir die Rennerei zu den Ämtern ersparen.»

«Ist deine Adresse im Ausweis aktuell?», will Ruprecht wissen.

Ich nicke.

«Okay, wir schicken dir den Kram per Post. Aber nur weil bald Weihnachten ist.»

«Danke», sage ich. «Und da ist noch was.»

«Übertreib es nicht», warnt Knecht Ruprecht.

«Nein. Will ich ja gar nicht. Aber wäre es trotzdem möglich, dass ich auch die SIM-Karte zurückbekomme? Ich hab blöderweise kein Backup von den Kontakten gemacht.»

«Oh. Das ist aber ganz schön unvorsichtig», feixt Nikolaus.

«Na gut», sagt Knecht Ruprecht. «Meinetwegen kriegst du auch noch deine SIM-Karte zurück. Und jetzt Gesicht zur Wand, Augen zu und langsam bis fünfzig zählen.»

«Und wenn du schummelst, dann hat sich das mit deiner Post ruck, zuck erledigt», droht Nikolaus.

«Ich schummele ganz bestimmt nicht», erwidere ich, drehe mich zur Wand und tue, was man mir gesagt hat.

Als ich mich wieder umdrehe, sind die beiden verschwunden.

Mich fröstelt. Erst jetzt spüre ich, dass mich die Begegnung mehr mitgenommen hat, als ich mir habe anmerken lassen. Meine Knie sind weich wie reifer Camembert, und ich spüre das Adrenalin in meinem Blut.

Obwohl die Temperaturen um den Gefrierpunkt liegen, lasse ich mich auf den eiskalten Boden eines Hauseingangs sinken, um kurz zu verschnaufen. Der Himmel über dem Weihnachtsmarkt leuchtet rot.

«Gute Show», höre ich eine Stimme sagen.

Ein paar Meter rechts von mir, versteckt hinter Mülltonnen, sitzt ein Kerl, umringt von Einkaufsstützen. Sein strähniges Haupthaar schimmert ebenso silbergrau wie der zottelige Bart. Gesicht und Hände sind völlig verdreckt. Schwer zu schätzen, ob es sich bei ihm um einen völlig verwahrlosten Mittfünfziger oder um einen Tattergreis handelt.

«Danke», sage ich matt.

Er grinst breit und zeigt mir seine ockerfarbenen Zähne. «Ich meinte nicht Sie, sondern die Vorstellung von Nikolaus und Knecht Ruprecht.»

Schade, denke ich. Wenn ich schon bestohlen werde, dann hätte ich dabei zumindest gern eine passable Figur gemacht.

«Das klingt, als wären Sie ein echter Fan der beiden», sage ich.

«Nein. Das ist zu viel gesagt. Aber ich mag ihre freundliche Art.»

«So freundlich fand ich die jetzt gar nicht», erwidere ich.

«Oh doch. Wenn man weiß, wie es sonst auf der Straße zugeht, dann sind die beiden sogar richtig zuvorkommend. Man begegnet hier vielen verrückten und auch ein paar gemeingefährlichen Typen. Aber Kalle und Frieder sind wirklich in Ordnung.»

«Sie kennen die beiden?», frage ich erstaunt.

«Kennen ist zu viel gesagt. Sie arbeiten in dieser Gegend, und ich wohne hier. Da bleibt es nicht aus, dass man ab und zu ins Gespräch kommt.»

Er sieht, dass ich überlege, und errät meinen Gedanken. «Sie brauchen mich gar nicht erst zu fragen, ob ich mit Ihnen zur Polizei gehe. Das mache ich nämlich nicht. Ich verpfeife grundsätzlich niemanden.»

Ich zucke mit den Schultern. «Schon okay. Die Hauptsache ist doch, dass es Ihnen gefallen hat, wie ich ausgeraubt worden bin.»

Er muss lachen. Es ist mehr ein Krächzen, das in einen kurzen, heftigen Hustenanfall mündet. Seine Lunge rasselt dabei wie ein alter Wecker.

«Das hört sich aber nicht gut an», sage ich.

Er winkt ab, zieht eine Flasche hervor und nimmt einen ordentlichen Schluck. «Keine Sorge. Das geht schon seit Jahren so. Im Herbst fängt es an, im Winter ist es am schlimmsten. Im Frühling wird der Husten besser, und im Sommer ist er dann weg. Meistens zumindest.»

Er hält mir die Flasche hin. «Auch 'n Schluck?»

«Was ist das?»

«Rum. Der wärmt und desinfiziert.»

Ich muss an seinen Husten denken und schüttele den Kopf. «Danke, lieber nicht. Und was Ihre Erkältung angeht, da sollten Sie sich nicht allein auf dieses Zeug verlassen, sondern lieber mal zum Arzt gehen. Der Sommer ist noch eine Weile hin.»

«Ich hab nicht so gute Erfahrungen mit Krankenhäusern gemacht», antwortet er. «Außerdem habe ich gelesen, dass es da Killerkeime gibt. Also kuriere ich mich lieber mit Rum und warte einfach ab, bis es mir bessergeht.»

Ich spüre, dass mir die Kälte in die Knochen kriecht, deshalb stehe ich auf.

«Oh. Sie müssen los», vermutet er. «Schade. War nett, mit Ihnen zu plaudern. Vielleicht schauen Sie gelegentlich mal wieder vorbei.»

«Mach ich», sage ich, obwohl ich weiß, dass das nicht stimmt.

Ich will mich tatsächlich auf den Weg machen, merke aber, dass sich mein Gewissen meldet. Einerseits zögere ich, den netten Kerl einfach so zurückzulassen, krank und allein, wie er ist. Andererseits fühle ich mich aber auch nicht dazu berufen, als barmherziger Samariter Bedürftige von der Straße zu holen. Ich tue also, was die meisten Menschen in dieser Situation tun würden. Ich versuche, mein Gewissen möglichst unkompliziert zu beruhigen.

«Hören Sie, ich kenne da einen guten Arzt, der sich Ihre Lunge mal anhören könnte», sage ich. «Über die Bezahlung brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Ich würde das mit ihm intern regeln.»

Der Mann hinter den Mülltonnen lächelt und schweigt.

«Er hat eine eigene Praxis, in der es ganz bestimmt keine Killerkeime gibt», füge ich hinzu.

Immer noch lächelnd, schüttelt der Obdachlose den Kopf. «Danke, aber ich brauche keinen Arzt.»

Er nimmt noch einen Schluck Rum und fügt hinzu: «Ihre Mütze könnte ich allerdings gebrauchen. Und Ihren Schal. Und vielleicht noch die Handschuhe. Wissen Sie, die Leute mustern meist Jacken und Mäntel aus. Accessoires sind deutlich seltener auf dem Markt, vielleicht weil sie praktisch nie aus der Mode kommen.»

Seine Argumentation ist ebenso einleuchtend wie verblüffend.

Kurz entschlossen gebe ich ihm Mütze, Schal und Handschuhe.

«Oh. Danke. Einfach so?», fragt er erstaunt und nimmt die Sachen an sich.

«Ja, einfach so. Warum auch nicht?», antworte ich.

«Weil ich es Ihnen nicht krummnehmen würde, wenn Sie nach dem Überfall die Schnauze davon voll gehabt hätten, jetzt auch noch mir was abzugeben», antwortet er.

«Ist schon okay», sage ich. «Darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an.»

Er zieht die Mütze auf, legt den Schal um den Hals und beginnt, in die Handschuhe zu schlüpfen.

«Steht Ihnen gut», stelle ich fest.

«Danke. Ist ja auch eine gute Qualität. Das hab ich gleich gesehen.»

«Freut mich, dass Ihnen die Sachen gefallen», sage ich und freue mich tatsächlich, dass ich ihm helfen kann. «Also dann. Machen Sie es gut.»

«Ich heiße übrigens Franz», sagt er.

«Freut mich. Ich bin Jakob.»

«Danke für deine Hilfe, Jakob. Wenn ich mal was für dich tun kann, melde dich. Abends bin ich eigentlich immer hier zu finden. Ansonsten frag einfach nach mir.»

«Gut. Das werde ich machen», antworte ich.

Franz grinst. «Dann viel Spaß, Jakob. Genieße es, dass du jetzt vogelfrei bist. Wäre ich du, würde ich gleich ein paar Tage blaumachen.»

Ich verstehe nicht ganz. «Vogelfrei? Wieso vogelfrei?»

«Weil du kein Handy hast, mit dem man dich orten kann, und keine Kreditkarten, aus deren Daten sich dein Bewegungsmuster ablesen lässt», erklärt Franz. «Mit Hilfe von Nikolaus und Knecht Ruprecht hast du in nur wenigen Minuten fast alle abgehängt, die dir auf den Fersen sind.»

«Wer soll mir denn auf den Fersen sein?», frage ich erstaunt.

«Alle, die Daten von dir wollen», antwortet Franz. «Multinationale Konzerne, Geheimdienste, Regierungen. Such dir was aus.»

«So was wie die CIA?», frage ich scherzhaft.

«Die CIA, die NSA, das FBI, der Mossad, das BKA, der BND, der MAD, Facebook, Google, das Finanzamt und ganz bestimmt auch deine Krankenkasse. Nicht zu vergessen der ehemalige KGB sowie sämtliche Banken dieses Planeten.»

Ich muss lachen.

«Du glaubst mir nicht», sagt Franz. «Es stimmt aber. Die alle sind dir auf den Fersen. Lautlos und unsichtbar.»

«Das kann nicht sein», wende ich ein. «Ich bin nicht im mindesten interessant. Meine Daten sind garantiert total öde.»

«Sind sie nicht. Im Gegenteil», erwidert Franz. «Deshalb können die Datenjäger auch gar nicht genug davon bekommen. Und richtig spannend wird es, wenn man möglichst viele Daten verknüpft. Daran arbeiten sie in ihren Rechenzentren. Tag und Nacht. Hättest du gedacht, dass man anhand deiner Frühstücksgewohnheiten und deiner Schuhgröße Rückschlüsse auf deine Kreditwürdigkeit ziehen kann?»

Ungläubig schüttelte ich den Kopf.

«Ist aber so», fährt Franz fort. «Und das Internet ist erst der Anfang. Ich habe gehört, sie arbeiten inzwischen an Funktionsunterwäsche, mit der man den Gesundheitszustand seines Trägers per Satellit überprüfen kann. Stell dir das nur mal vor. Du bekommst plötzlich heftige Magenschmerzen, und deine Unterhose weiß bereits, dass es sich um eine Gallenkolik handelt.»

«Na ja», sage ich. «Wenn die Unterhose dann auch einen Krankenwagen ruft, ist das ja in Ordnung.»

Franz fängt an zu lachen, was in einem Hustenanfall endet. Er nimmt noch einen Schluck Rum. «Die Sache hat nur einen Haken. Wenn man den Gesundheitszustand eines Menschen per Satellit abfragen kann, dann bekommen doch bald nur noch die Gesundesten eine Wohnung, einen Job, eine Krankenversicherung oder einen Ratenkredit.»

Das klingt einleuchtend. Und irgendwie bedenklich. Ich überlege.

Franz scheint eine Idee zu haben. Eilig schüttet er eine seiner Plastiktüten aus, findet in den herumliegenden Lumpen eine schmutzige Unterhose und hält sie in die Höhe. «Hier, Jakob, die ist für dich. Ich schenke sie dir. Die ist wenig getragen, stammt aus dem letzten Jahrhundert und ist damit garantiert frei von Abhörtechnik.»

Beim Anblick des schmutzigen Slips schaudert es mich ein bisschen. Außerdem wird mir klar, dass das harte Leben auf der Straße Franz nicht nur körperlich, sondern auch psychisch etwas mitgenommen hat.

«Das ist sehr freundlich von dir», sage ich. «Aber ich bin mir sicher, ich habe selbst noch ein paar abhörfreie Unterhosen im Kleiderschrank.»

«Dann ist ja gut», antwortet Franz und beginnt damit, seine Lumpen wieder einzupacken.

Ich nutze die Gelegenheit, um mich zu verabschieden. «Okay, Franz. Ich glaube, ich muss dann langsam mal los.»

Er schaut hoch und lächelt. «Ja. Mach's gut, Jakob. Vielleicht bis bald mal wieder.»

«Du kommst spät», sagt Ellen, als ich mich neben sie an den Tresen einer Imbissbude stelle und der Bedienung winke, um einen großen Becher Tee zu bestellen. Mich fröstelt immer noch.

«Bin leider aufgehalten worden», erkläre ich knapp.

«Kann ich Ihnen was bringen?», fragt die Bedienung.

«Tee», antworte ich und füge hinzu: «Irgendeinen schwarzen.»

«Alles okay mit dir?», fragt Ellen.

Sie kennt mich inzwischen gut genug, um mir anzusehen, dass nicht alles okay ist. Als wir noch verheiratet waren, hätte sie meinen Gemütszustand ignoriert oder vielleicht nicht einmal bemerkt. Inzwischen sind wir seit mehr als vier Jahren geschieden, und ich habe das Gefühl, wir gehen jetzt aufmerksamer miteinander um. Ich glaube, wir sind sogar der Beweis dafür, dass Männer und Frauen doch Freunde sein können. Sie müssen lediglich zuvor ihre Ehe gründlich vor die Wand gefahren haben.

«Erzähle ich dir später», wiegele ich ab.

Als die Bedienung den Tee bringt, fällt mir ein, dass mein gesamtes Geld im Sack vom Nikolaus gelandet ist. Ich komme also doch nicht umhin, Farbe zu bekennen. «Du, ich bin gerade leider ein paar Straßenräubern begegnet. Kannst du mir ein bisschen Geld leihen?»

«Himmel!», ruft Ellen und setzt ihre Kaffeetasse ruckartig ab. «Was machst du denn für Sachen, Jakob? Bist du etwa verletzt?»

«Nein. Mir geht's gut. Ich bin nur völlig blank.»

Ellen mustert mich. «Die haben ja sogar deine Mütze und deinen Schal mitgehen lassen.»

«Nein, nein. Die hab ich einem Mann geschenkt, der glaubt, dass die Regierung uns mit Funktionsunterhosen kontrollieren will.»

Sie sieht mich regungslos an.

«Er heißt Franz. Netter Kerl, übrigens.»

Immer noch mustert sie mich unbeweglich.

«Was ist? Warum siehst du mich so an?»

«Sag mir nur, dass sie dir nicht meine Uhr geklaut haben.»

«Wieso denn deine Uhr?», erwidere ich. «Du hast sie mir geschenkt.

Es war also meine Uhr.»

«Stimmt es also? Ist sie tatsächlich weg?», fragt Ellen unheilvoll.

Sie sieht mein leises Kopfnicken und wirkt bestürzt. «Oh. Das ist wirklich ärgerlich. Ich wollte, dass du Luis die Uhr schenkst, wenn er älter ist. Da sein Vater sich aus dem Staub gemacht hat, bist du als Patenonkel nun mal seine wichtigste männliche Bezugsperson.»

«Wie bitte? Das ist ja wieder typisch», sage ich. «Ich dachte, du hättest mir die Uhr zum Dank dafür geschenkt, dass ich Patenonkel von Luis geworden bin. Jetzt erfahre ich, dass ich sie eigentlich nur verwahren soll, bis dein Sohn alt genug ist, um sie selbst zu tragen.»

«Ja. Ich wollte so was wie eine Tradition begründen. Luis hätte sie später seinem Sohn vererben können. Außerdem dauert es ja noch einige Jahre, bis er alt genug ist. In der Zwischenzeit hättest du dich an der Uhr erfreuen sollen.»

«Tja», sage ich. «Jetzt ist sie weg. Ich werde ihm einfach selbst eine Uhr schenken, wenn er alt genug ist.»

«Das war aber eine sehr besondere Uhr», sagt Ellen. «Zum Beispiel ist sie bis zu einer Tiefe von dreitausend Metern wasserdicht.»

«Dreitausend Meter?», frage ich ungläubig. «Bist du da sicher?»

«Absolut», erwidert Ellen.

Wahrscheinlich lag Nikolaus mit seiner Vermutung doch richtig, dass die Uhr nicht ganz billig war. Ellen ist durch eine Erbschaft immens reich geworden. Seitdem gibt sie manchmal absurde Summen für allen möglichen Kram aus. Das ist in Ordnung, weil ja jeder mit seinem Geld machen kann, was er will. Manchmal finde ich es trotzdem anstrengend, über den Sinn oder eher über den Unsinn von Luxuszeug zu diskutieren.

«Wieso muss eine Uhr bis zu einer Tiefe von dreitausend Metern wasserdicht sein?», frage ich. «Damit sie heil auf dem Meeresboden ankommt, wenn man sie auf hoher See über Bord wirft?»

«Nein. Damit man mit ihr so tief tauchen kann, wie man will», antwortet Ellen spitz. «Außerdem ist das insgesamt eine sehr robuste Uhr. Ich wollte, dass Luis etwas von bleibendem Wert bekommt.»

Ich ahne, dass sie auf den Preis anspielt. «Okay, Ellen. Sag es mir. Wie viel hast du dafür hingeblättert?»

«So um die fünfundzwanzigtausend», erwidert Ellen ungerührt.

Ich muss kurz durchatmen. «Ist das dein Ernst? Dein Sohn trägt zwar noch Windeln, besitzt aber schon eine Taucheruhr, die so viel kostet wie ein Mittelklassewagen?»

«Ja», erwidert Ellen locker. «Warum denn auch nicht?»

«Weil das Schwachsinn ist», sage ich. «Kein Mensch braucht so ein Statussymbol. Erst recht kein Kind.»

«Luis hätte die Uhr frühestens als Teenager bekommen», wendet Ellen ein. «Aber das nur nebenbei. Sag mir lieber, wo geschrieben steht, dass Uhren der gehobenen Preiskategorie Schwachsinn sind.»

«Das sagt einem doch schlicht der gesunde Menschenverstand», antworte ich.

«Komm mir jetzt nicht so, Jakob.» Ellen zieht sichtlich verärgert die Stirn kraus. «Es gibt vieles auf diesem Planeten, über das man sich moralisch entrüsten kann. Kriege, Diktaturen, Korruption, Drogenhandel, Umweltzerstörung und noch einiges mehr. Der Kauf einer vernünftigen Uhr gehört aber definitiv nicht zu den Geißeln der Menschheit. Also kümmer dich gefälligst um deinen eigenen Kram.»

«Oh. Da hast du natürlich völlig recht», sage ich. «Das heißt dann wohl, es geht mich nichts an, was du mit deinem vielen Geld machst, richtig?»

Sie nickt. «Völlig richtig.»

«Gut. Dann hat es dich aber ebenso wenig zu interessieren, was ich mit meinen Geschenken mache», fahre ich fort. «Und weißt du was? Ich gönne diesen beiden Gaunern meine schweineteure Uhr. Sollen sie sich damit ein schönes Weihnachtsfest machen, eine große Silvesterparty schmeißen und meinetwegen noch zwei Wochen Skiurlaub in Sankt Moritz dranhängen.»

«Das könnte dir so passen», sagt Ellen, legt Geld für unsere Getränke auf den Tresen und will mich mit sich ziehen. «Wir beide werden jetzt zur Polizei gehen und den Diebstahl melden. Die Uhr ist registriert. Es wird also nicht ganz einfach sein, sie zu versetzen.»

«Ich gehe aber nicht zur Polizei», sage ich und wende mich wieder meinem Tee zu.

«Ich kaufe dir mal eben eine Mütze und einen Schal, damit du auf dem Weg zur Wache nicht erfrierst», sagt Ellen und nimmt Kurs auf einen Stand, an dem Winterklamotten angeboten werden.

«Nicht nötig!», rufe ich ihr hinterher. «Ich gehe definitiv nicht zur Polizei!»

«Oh doch!», ruft sie und hält eine Mütze in die Höhe, um sie mir zu zeigen.

Ich drehe mich demonstrativ weg und will gerade an meiner Teetasse nippen, da fällt mein Blick auf eine Straßenbahn, die gleich neben dem Weihnachtsmarkt hält. Hinter einem der hell erleuchteten Fenster steht ein Mann, der mich anzustarren scheint. Ich kenne diesen Mann. Oder zumindest kannte ich jemanden, der diesem Mann wie aus dem Gesicht geschnitten war.

Vor Schreck fällt mir die Teetasse aus der Hand und zerbricht auf dem Tresen. Im gleichen Moment fährt die Straßenbahn ruckelnd los, und mit ihr verschwindet der Mann aus meinem Gesichtsfeld.

«Halb so wild», nuscht die Bedienung, sammelt die Scherben zusammen und beginnt, den verschütteten Tee vom Tresen zu wischen.

Ellen erscheint und hält mir diverse Winterklamotten hin.

«Was ist los?», fragt sie und mustert mich mit leichter Bestürzung. «Du siehst aus, als hättest du gerade einen Geist gesehen.»

«Das habe ich möglicherweise auch.»

[...]